



Historischer Verein für Mittelbaden e.V. Mitgliedergruppe Schiltach/Schenkenzell



www.geschichte-schiltach-schenkenzell.de

„Der Sieg des kochenden über das fließende Wasser“ Vor 120 Jahren: Das letzte kommerzielle Schiltacher Floß

Von Hans Harter

„Heiliger Sankt Martin, hilf, mach die Flößer hin!“ – dieses unfromme Stoßgebet stieß 1891 ein Schiltacher Wasserwerksbesitzer aus, der das Ende der Floßsaison am 11.11. herbeisehnte, sie aber auch sonst nicht mehr dulden wollte: „Sie schalten und walten auf dem Bache, als ob sie allein die Herren der Gewässer wären.“ Mit ihren Flößen beschädigten sie die Ufer und rammten Brücken, für ihr Schwellwasser schlugen sie Mühlen und Fabriken die Kanäle zu und rissen die Wehre auf. Dann standen die gleichermaßen auf Wasserkraft angewiesenen Werke still, auch die Arbeiter hatten keinen Verdienst. Die Tuchfabrik Karlin klagte, dass „das Flussbett 2 bis 3 Stunden lang trocken liegt und der Betrieb bedeutenden Schaden hat.“

Seit 1886 war das obere Kinzigtal, ein Herzland der Flößerei, ans Bahnnetz angeschlossen. So war es für die Zeitgenossen nur eine Frage der Zeit, dass sie als zwar einfache, aber total veraltete Technik am Ende war. Buchbinder Gustav Eyth schrieb vom „Sieg des kochenden über das fließende Wasser“, der dampfenden Lok über das schwimmende Holz, doch mit einem „wehmütigen Gefühl“, angesichts der großen Vergangenheit des Flößerhandwerks.

Noch aber wehrten sich die „Schiffer“, die Schiltach zu einem Mittelpunkt des Holzhandels gemacht hatten. 1865 etwa beschäftigten sie sechs Gespannschaften von je 11-12 Mann, die 61 Flöße nach Willstätt und Kehl brachten, jedes im Wert von 4.800 Gulden (ca. 30.000 €). Da gingen Millionenwerte die Kinzig hinunter. 1887 exportierten die Gebrüder Trautwein noch Holz in einer Masse von zwölf Flößen und zeigten, dass die alte Transportart trotz parallel fahrender Bahn noch konkurrenzfähig war. Diese musste bei ihrem Bau auf die verbrieften Flößereirechte auch Rücksicht nehmen, wie der Neubau des Kirchenweihers und die Untertunnelung des Bahndamms durch „Rießlöcher“ zeigen, die weiterhin das Verbringen der Stämme direkt an den Bach ermöglichten.

So wiesen die „Flößereitreibenden“ die Polemik der Wasserwerker zurück, auf ihr „gutes Recht“ pochend, jene aber wegen ihrer Profitgier und schlechten Löhne anklagten. In ihrem Sinne dichtete Gustav Eyth den „Flaizer-Gsang“, der sich gegen „d’Fabrike“ richtete: Sie machten die Arbeiter krank, im Gegensatz zu den von Wasser und Wetter gestählten Flößern: „Mir bleibet dusse als gsundi Leut, ob’s jez grad regnet oder schneit.“

Doch gaben immer mehr Schiffer das Flößen auf, so 1889 Christoph, Senior der Trautwein, „da überhaupt nichts mehr dabei herauskam.“ Grund war nicht nur die Bahn im Kinzigtal, sondern das Bahnnetz überhaupt, das Holz aus anderen Gegenden auf die Märkte brachte, „billiger und schöner im Wuchs als unser astiges Bergholz“. Gefragt waren auch nicht mehr ganze Stämme, sondern Schnitthölzer, die die Bahn gleichfalls günstiger transportierte. So ging 1894 in Schiltach das letzte kommerzielle Floß ab, durch den Schiffer und Engelwirt Gottlieb Trautwein (1845-1929): „Man wollte nochmal zeigen, dass man sein Handwerk verstand.“



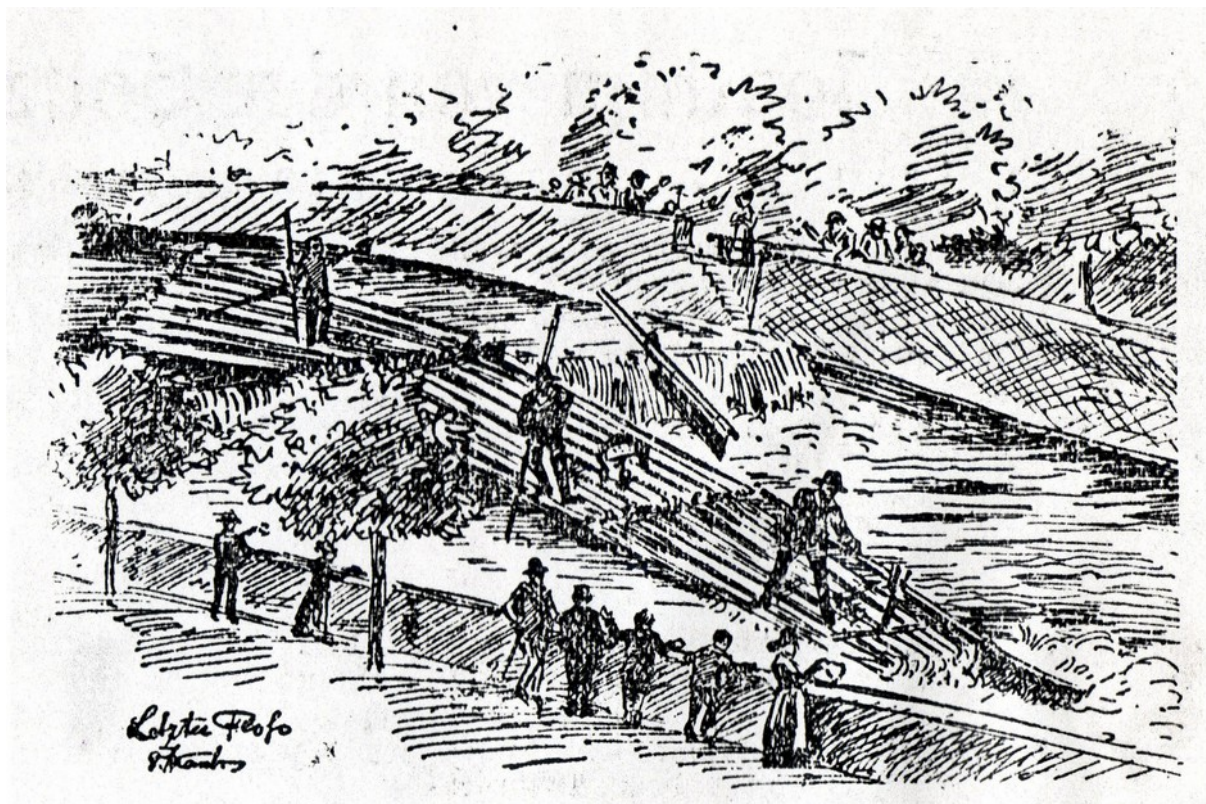
Die letzten Flößer im Jahr 1925:

*Sitzend (v. l.): Fritz Koch („Fritzvetter“); „Amerika-Fieser“; August Fischer (Schenkenzell); Bernhard Joos.
Stehend (Mitte): G. Trautwein, Engelwirt; re. daneben: „Holzschuhmacher“; Sebastian Armbruster („Wirtsbasche“)
Foto: Harter.*

Es war mit 4 Sperren ausgerüstet, 600 m lang und enthielt 1000 Festmeter Ladung. „Die Fahrt dauerte zwei Tage. Es hieß Abschied nehmen vom Tal.“

In Wolfach erinnerte sich Glasmaler Georg Straub: „Ich war 13 Jahre alt, als das Floß, mit Tannreis und Trauerflor geziert, flott die Kinzigbiegung durchfloß. Wehmütig winkten sich Flößer und Zuschauer zu, unter Bedauern, dass dieses herrliche Schauspiel für immer

beendet sein sollte.“ Die wohl letzten Flöße brachte der Wolfacher Schiffer Roman Armbruster 1895 die Kinzig hinab.



„Letztes Floß“, Zeichnung von Glasmaler Straub 1942.

Repro: Harter

Dieser Artikel erschien erstmals am 13. Oktober 2014 im „Offenburger Tageblatt“, ihm folgte am 31. Dezember 2014 eine Veröffentlichung im „Schwarzwälder Bote“.